

nen wir, daß neben der umfassenden Bedeutung der Apostel (bes. Paulus und Petrus), die in ihrer entscheidenden Funktion als Zeugen der Auferstehung ohne Nachfolger bleiben, ein Amt mit einer Totalkompetenz nicht zu finden ist, sondern eine Vielfalt von Charismen; zu denen gehört auch das des Vorstehers (1 Kor 12, 28). Es gilt, ernst zu machen mit dem Konzilsgedanken, daß die Gemeinde als ganze Trägerin ihres Heilsauftrages ist. Das könnte uns motivieren, die Gestalt einer priesterzentrierten Gemeinde zu überwinden. Das hat der bekannte Kardinal Lorscheider, Erzbischof von Fortaleza in Brasilien, wiederholt so ausgedrückt, daß er nicht seine Hauptsorge darauf richtet, möglichst viel Kandidaten ins Priesterseminar zu schicken, sondern priesterliche Gemeinden zu gründen, von denen er hofft, daß daraus die notwendigen Dienste entstehen. Und das sagt er angesichts der Tatsache, daß das Verhältnis von einem Priester zu den Gemeindegliedern etwa 1:10.000 ausmacht. Es gehört nun zu den schönsten pastoralen Erfahrungen bei uns, daß wir engagierte und gut ausgebildete Mitarbeiter haben und viele Mitglieder der Gemeinde sich aktiv auf verschiedenen Feldern der Gemeindegemeinschaft verwenden. Wir sollten ihnen viel Vertrauen schenken, und das bedeutet natürlich immer auch ein Wagnis und zugleich ein Aufgeben mancher liebgehabter Zuständigkeiten.

c) In seinem lesenswerten kritischen Buch „Dabeibleiben oder Weggehen“ (Kösel 1989) hat der Pastoraltheologe Ottmar Fuchs im letzten Kapitel die Überforderung der pastoral Verantwortlichen in den Gemeinden angesprochen. Er plädiert darin für eine „Pastoral der Leere, die einzige Chance, uns unsere Betriebsamkeit und alltäglichen Zwänge nehmen zu lassen“ (S. 127), ohne sich dabei wirklichkeitsfremd den anstehenden Verpflichtungen pauschal zu entziehen. Es gibt eine Spiritualität der Verweigerung, die sich biblisch orientiert an der Praxis Jesu und seiner Boten, die neben dem Wandern, Heilen und Predigen auch das Essen, Trinken und Ausruhen in den Häusern sehr wohl kannten. Freilich bedürfen wir des Gesprächs untereinander und echter Teamarbeit, Schwerpunkte für die Tätigkeit zu setzen und Verweigerungen zu ermöglichen.

d) Der Erfahrung von pastoraler Überforderung wird man vielleicht noch in einer anderen Weise begegnen können, die ich nicht so leicht aussprechen kann und für die ich keine Praxis zu vermitteln vermag. Ich tue das mit einem Vergleich mit der Bergpredigt: Sie stellt für jeden Gläubigen eine klare ethische Überforderung dar, aber unter dem Blick erfahrener und geschenkter Zuwendung Gottes, unter der Verheißung der Seligpreisungen, erscheinen die Bürde und Last „leicht“ (vgl. Mt 11, 27–30). In Analogie dazu möchte ich sagen: Wer die Gemeinde wirklich liebt, wer die suchenden, fragenden und leidenden Menschen zu sehen vermag, wem eine lebendige Eucharistie mit gläubigen Menschen eine Kraft wird, der weiß: der Dienst am Evangelium ist einfordernd, kostet viel, verlangt einen Preis von uns, aber er erfährt das nicht wie eine Überforderung, sondern wie eine Freude. Das verhindert auch, daß ein Priester wie ein überhasteter Manager wirkt.

Herwig Karzel

Streß in der Sicht des evangelischen Pfarrers

Der ehemalige Pfarrer, Leiter des Predigerseminars und Linzer Superintendent beschreibt im folgenden den Wandel, den er als Mensch und als Amtsträger erlebt hat, und die gesellschaftlichen Einflüsse, die auf ihn und auf die ganze Kirche eingewirkt haben. Dieser Lernprozeß beinhaltet je spezifische Streßsituationen, in die gerade jene Seelsorger hineingeraten, die sich den neuen Gegebenheiten und Anforderungen immer wieder stellen. red

Eine wissenschaftliche Untersuchung vorzulegen, inwiefern und aus welchen Ursachen auch der evangelische Pfarrer Streßerscheinungen in seiner persönlichen Amtsführung feststellen muß, würde mich überfordern. Deswegen habe ich mich entschlossen, Erlebnisse und Beobachtungen aus meiner ei-

genen aktiven Dienstzeit zu reflektieren und die eigenen Interpretationen anzubieten.

Zeit meines Lebens hat mich ein Lernprozeß gefangen gehalten, der den Wandel, den ich persönlich als Mensch und als Amtsträger der Pfarrgemeinde als Teil der konkreten Evangelischen Kirche A. B. in Österreich erlebt habe, und die gesellschaftlichen Einflüsse, die auf uns (Amtsträger, Gemeindeöffentlichkeit) eingewirkt haben, zum Thema hatte. Das führt mich als erstes zu der Aussage: Dieser Lernprozeß ist komplex und hat verschiedene Kräfte, die ihn bedingen, zu beachten.

Als junger Student und Pfarrer ist man leidenschaftlich bemüht, seine eigene Identität auch und gerade im Beruf zu finden. Der Einfluß der Theologie ist deshalb nicht geringzuschätzen. Das Pfarrerbild und das Selbstverständnis werden stark von den theologischen Grundaussagen beeinflusst. Auch mein Berufsbild wurde durch die Stationen der jüngeren Theologiegeschichte geprägt.

Es genügt jedoch nicht, darauf zu verweisen, daß jede durchlaufene Konzeption bestimmte Vorstellungen von den Arbeitsaufgaben im Pfarrerberuf impliziert. Der Blick auf das Selbstverständnis und den damit vorgegebenen theologischen Ansatz wäre eine unzulässige Verengung. Ich bin nämlich als Amtsträger in einen eigenen institutionellen Rahmen eingebunden, sobald ich ein Amt in einer konkreten Gemeinde übernehme. Ich habe institutionelle Konsequenzen zu beachten. Bei Erwägungen zum Berufsbild des Pfarrers und seinen Anforderungen beim täglichen Arbeitspensum haben die gesetzgebenden Körperschaften der Kirche und die täglichen Rollenerwartungen der Gemeinde eine nicht zu unterschätzende Wirkung gehabt.

Der Streß ist sicher auch selbstgemacht, aber er ist ebenso stark strukturell vorgegeben. Dazu kommt der oft nicht so deutlich bewußt werdende Druck, der von der Gesellschaft oder einer bestimmten Gruppe auf Person und Tätigkeit des Pfarrers ausgeübt wird.

Diese Klärung hat Dahrendorf in seinem Buch „Homo sociologicus“ mit der Beschreibung der gesellschaftlichen Rolle versucht:

„Der Komplex von Erwartungen, die sich an eine Position knüpfen – also etwa alles, was vom Lehrer als Lehrer erwartet wird –, ist eine soziale Rolle . . . Zu diesen Erwartungen gehören solche, die rechtlich geregelt sind (Muß-Erwartungen), andere, die in den Statuten von Organisationen, Betrieben und dergleichen niedergelegt sind (Soll-Erwartungen), und der weite Bereich der Erwartungen, die im Bewußtsein des Menschen wirklich sind, ohne kodifiziert zu sein (Kann-Erwartungen).“¹

Für das Berufsbild des Pfarrers kann man dieses Schema so konkretisieren, daß man die Muß-Erwartungen in den Kirchengesetzen und Dienstanweisungen, die Soll-Erwartungen in den theologischen Entwürfen und die Kann-Erwartungen im Gemeindebewußtsein fixiert sieht.

Hinzu kommt als eine wesentliche Komponente beim Pfarrer die Selbstdeutung der Rolle².

Ich gehe entlang meiner Biographie und stelle fest:

Das Selbstverständnis eines evangelischen Theologen ist in der Reformationszeit grundgelegt als „minister verbi divini“. Karl Barth war im übertragenen Sinn mein Lehrer, der in einem Vortrag „Not und Verheißung christlicher Verkündigung“ 1922 gesagt hat: „Die bekannte Situation des Pfarrers am Samstag am Schreibtisch, am Sonntag auf der Kanzel mit dem Auftrag, Gottes Wort zu predigen, ist eine ausweglose Lage und Frage an den Pfarrer.“ Dann läßt sich Karl Barth aus über die „wirkliche Unmöglichkeit der Predigt“. Er kommt aber schließlich zu der Betonung der „notwendigen Möglichkeit der Predigt auf Grund der Gottesoffenbarung in Jesus Christus an Hand der Heiligen Schrift kraft des Heiligen Geistes“.

Streß Nr. 1: Die Predigt

Das Wagnis der Predigt in der Vollmacht des Heiligen Geistes, der die „erleuchtende Macht des lebendigen Herrn Jesus Christus, in der er sich zu der von ihm berufenen Gemeinde als zu seinem Leib, d. h. als zu seiner

¹ Zitiert nach Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart ³1982, 902.

² G. Wurzbacher, Der Pfarrer in der modernen Gesellschaft, Hamburg 1960.

eigenen irdisch-geschichtlichen Existenzform damit bekennt, daß er ihr den Dienst an seinem prophetischen Wort und damit die vorläufige Darstellung der in ihm ergangenen Berufung der ganzen Menschenwelt, ja aller Kreatur anvertraut. Er tut das, indem er sie als sein Volk unter die Völker sendet, sie alle zu ihm zu rufen und so der ganzen Welt bekanntzugeben, daß der in ihm geschlossene Bund zwischen Gott und Menschen der erste und letzte Sinn ihrer Geschichte . . . und ihre große, schon jetzt wirksame lebendige Hoffnung ist“³.

Ein Pfarrer, der sich Sonntag für Sonntag dieser Aufgabe stellt, steht unter dem Druck, seinen theologischen Auftrag zu erfüllen.

Streß Nr. 2: Eine Botschaft für den heutigen Menschen

Die theologische Nachkriegsjugend faszinierte Dieter Bonhoeffer. Er macht deutlich, daß der Empfänger der Botschaft der heutige Mensch ist, der nur seine eigene Sprache versteht. Extrem verlangt er deshalb die Übersetzung der kirchlichen Sprache in eine nichtreligiöse Ausdrucksweise. In der hermeneutischen Theologie geht es um die „positive Aufgabe der Übersetzung der Botschaft“⁴. Damit führt Bultmann noch einen Schritt weiter und steigert die Aufgabe, daß die Predigt nicht nur Zeugnis vom vergangenen Heilsgeschehen in Christus gibt, sondern ein konstitutives Stück weitergehender Heilsgeschichte darstellt. Die Verkündigung ist die Vergewärtigung des Kerygmas, bezogen auf die Probleme der Gegenwart. Das Konzept der Entmythologisierung soll ihm dabei helfen, die Botschaft des Neuen Testaments sachgemäß, d. h. auch zeitgemäß in der Gegenwart zu wiederholen. So ist nur zu verständlich, daß die Konzeption von Ernst Lange mit den Predigtstudien⁵ die theologische Generation begeisterte. Denn die Kenntnis des exegetischen Materials wird vom Prediger vorausgesetzt, aber es wird nicht erwartet, daß er mit dieser Kenntnis allein seine Predigt bestreiten kann. Erwartet und verlangt wird von ihm, daß er der biblischen Botschaft von damals ihren „Sitz

im heutigen Leben zuzuweisen versteht“. Das Kerygma von einst muß in die Situation von heute eingepaßt sein. Dazu gehört schöpferische Arbeit am exegetischen Material.

Streß Nr. 3: Seelsorgliche Gesprächs-Erfahrungen

Der Rundfunkpfarrer A. Sommerauer hat den Predigern eingeschärft: „Niemand darf am Sonntag auf die Kanzel, der nicht mindestens einmal in der Woche einem Menschen Auge in Auge seelsorglich beigestanden ist.“ Es kam zu der theologischen Grundausrüstung die klinische Seelsorgerausbildung, welche von den USA über Holland nach Österreich eingeführt wurde. Der Agnostiker Rogers war mit seiner Theorie der „klientenzentrierten Gesprächsführung“ in der kirchlichen Seelsorge durch Prof. Hiltner bekanntgeworden. Ein schlichter Krankenhausseelsorger fand heraus, daß ein Seelsorger die Lebenswirklichkeit eines Leidtragenden kennenlernen muß. Er begegnet im Ratsuchenden einem „lebendigen Dokument Mensch“, in dessen Lebenstext er Eingang finden muß, um ihm das Evangelium verständlich und trostreich nahezubringen. So wie ein Bibeltext exegesiert wird, so muß der Seelsorger auch die Lebenswirklichkeit seines Gegenübers exegesieren können. Diese Seelsorgerausbildung brachte es mit sich, daß man sämtliche Gespräche anlässlich der verschiedenen Kasualhandlungen und Beratungssituationen ernstnehmen sollte. Neu eingeführt wurden das Taufgespräch, das Gespräch mit den Brautleuten sowie das Gespräch mit den Trauernden bei einem Sterbefall.

Streß Nr. 4: Wahrnehmung der Weltverantwortung

Der Bewußtseinswandel, der durch die Erkenntnisse der politischen Theologie entstanden ist, hat wiederum in den 70er Jahren viele Pfarrer herausgefordert. Die Weltverantwortung ist nicht so sehr auf den einzelnen Menschen gerichtet, sondern erkennt seine gesellschaftliche Verflochtenheit in Systemen und Konflikten, und die Verkündigung drängt auf gesellschaftliche Veränderungen und Beeinflussung von schädlichen Systemen. Dieser Auftrag wurde als wichtige Aufgabe der Kirche ganz neu erkannt und

³ K. Barth, K. D. IV/3, 780.

⁴ G. Harbsmeier, Mythos und Offenbarung, Hamburg 1954, 70.

⁵ E. Lange, Predigtstudien, Stuttgart 1972.

sollte in die Tat umgesetzt werden. Die Predigt sollte auch gesellschaftspolitisch relevant sein, kritische Analysen aufnehmen. Es entstand eine Theologie der Revolution etwa mit folgender Motivation: „Man kann nicht Freiheit im Glauben ergreifen, ohne zugleich den kategorischen Imperativ zu hören, durch leiblichen, sozialen und politischen Gehorsam der Befreiung der elenden Kreatur aus ihrem wirklichen Elend zu dienen.“⁶ Die Kirche wandte sich in diesem Zusammenhang neuen Aktivitäten zu und führte in ihr Ausbildungsprogramm auch Probleme der Gruppendynamik ein. Deswegen sollte die Kirche auch Einfluß auf die Massenmedien gewinnen und gewisse Kanäle der Propaganda, wie etwa Demonstrationen, benützen. Am eindrucksvollsten hat sie diese Rolle auf sozialpolitischem Gebiet praktiziert. Sie ist damit aus den „schallgedämpften Kirchenmauern“ auf die Straße gegangen. Als Handlungsmodell wurde für den zukünftigen Pfarrer „die neue Gemeindepraxis als Fundamentaldemokratisierung“ propagiert⁷.

Streß Nr. 5: Der Pfarrer als Steuermann oder als Begleiter mündiger Christen?

Ich habe bereits erwähnt, daß der Pfarrer von der Theologie geprägt wird, aber er ist wie in einer Ehe mit der Gemeinde am Ort verkoppelt, und er hat über sich die Kirchenleitung inklusive aller synodalen Gesetze und Verordnungen zu beachten. Deshalb besteht eine Wechselbeziehung zwischen den Partnern.

Der junge Pfarrer steht unter dem Eindruck, daß er in seiner Verantwortung in der Gemeinde und ihr gegenüber wie ein Steuermann ist und sie durch pastorale Maßnahmen „erziehen“ bzw. verändern kann.

Nach dem Krieg sprach man gern von dem „Leiden an der Kirche“ (Thielicke). Die Volkskirche entsprach in ihrem Lebensvollzug nicht den biblischen Vorstellungen. Man hatte wissenschaftlich aufgearbeitet, wie stark die Säkularisierung auch manche Traditionen bereits aufgeweicht hat. Deshalb griff der evangelische Pfarrer nicht selten nach Vorstellungen, die die müde Einstel-

lung der Kirchenmitglieder der Volkskirche zu einer bekennenden Gemeindekirche verändert. Der erste Anstoß kam von den Konfessionskirchen der USA zu uns, die allerdings als Freiwilligkeitskirchen organisiert sind. Diese konnten durch ihre „Anziehungskraft“ Christen in ihr Gemeindeleben so integrieren, daß die Mitarbeit wesentlich gesteigert wurde. In den 50er Jahren war es der Gedanke

- a) der Stewardship-Arbeit;
- b) der mündigen Mitarbeit von Laien im Besuchsdienst;
- c) der Erwachsenenbildung vor allem interessierter Akademiker.

Es entstanden Evangelische Bildungswerke, Akademie und eine Bewegung, über Tagungen am dritten Ort Menschen anzusprechen und zu gewinnen.

Der Pfarrer stand vor dem Dilemma, neben den traditionellen Aufgaben wie sonntäglicher Gottesdienst, wochentäglicher Unterricht (der bis zu vier bis zehn Pflichtstunden ein notwendiges Muß in der EKiÖ und oft durch die Diasporaverhältnisse wesentlich erschwert ist) auch noch diese neuen Impulse in sein Konzept aufzunehmen.

Der Gedanke der Stewardship-Bewegung war aus der Bibel gewonnen und lautete: „Gott hat dir das Leben geschenkt, dazu Zeit, Fähigkeit und Besitz anvertraut.“ Über diese Gaben kannst du nicht eigenmächtig verfügen, sondern du bist als ein Verwalter eingesetzt, der mit diesen Charismen „wirtschaften“ soll. Diese anvertrauten „Gnadengaben“ sollen sinnvoll für Gott und seine Sache hier auf Erden eingesetzt werden.

Unter anderem war der Besuchsdienst eine Möglichkeit. Also wurde die Motivation der Gemeindeglieder zum aktiven Mittun nötig, sowie die Ausbildung derselben, wie man den Besuch anpackt und gestaltet, Aussendung während eines Wortgottesdienstes, Rückkehr, Bericht über Erfolg und Schwierigkeiten, neues Mutmachen, Planung des nächsten Einsatzes.

Dieser Besuchsdienst hat sich vor allem bei einsamen und leidenden Menschen bewährt. Heute noch gibt es den Krankenbesuchsdienst. Streß entsteht, weil die freiwilligen Helfer stete Betreuung und Supervision benötigen. Viele Besuchskreise sind auch wie-

⁶ J. Moltmann, Existenzgeschichte und Weltgeschichte – gesammelte Aufsätze, München 1968, 137.

⁷ H. J. Benedict, Pastorenkirche, 193.

der zerfallen, wenn sich die Helfer überfordert fühlten und Probleme auf sie zukamen, denen sie nicht gewachsen waren.

Um die Schulung der sogenannten „Laien“ zu fördern, entstanden Veranstaltungen, die den Pfarrer zusätzlich forderten. Zum Beispiel entstanden, um das Glaubensbewußtsein zu vertiefen, in den 30er Jahren („bekennende Kirche“) die sogenannten Bibelwochen. Jedes Jahr wurde ein Abschnitt aus der Bibel Abend für Abend (sieben Tage hintereinander oder in Abständen) durchgenommen. Sie sollten, anders als die Predigt, noch mehr die Lehre und Verbreitung der Bibelkenntnisse fördern. Eine ähnliche Konzeption war der Einrichtung „Evangelische Erwachsenenbildungswerke“ mitgegeben. Aber oft war diesem Angebot in der Öffentlichkeit eine starke Konkurrenz an allgemeiner Erwachsenenbildung abträglich.

Wenn die Kirche sich besondere Einrichtungen leisten konnte, war man dankbar, daß hochqualifizierte Referenten in Evangelischen Akademien vor allem gebildete Leute auf das verantwortliche Christsein in unserer Zeit ansprechen konnten. Aber der Ortspfarrer mußte „mitmachen“, zumindest als Vermittler der Motivation, solche Tagungen zu besuchen.

Eine besondere Ausprägung fand dieser Arbeitszweig in der Einrichtung der Evangelischen Kirchentage.

Der letzte Impuls, Laien zu mündiger Mitarbeit zu gewinnen, ist der Gedanke der „Gemeinde-Wachstums-Bewegung“, die wieder von den USA zu uns kam. Sie hat den gezielten geistlichen Gemeindeaufbau zum Konzept.

Als in den 70er Jahren die Untersuchung „Wie stabil ist die Kirche?“ angelaufen war, hat man die Schlußfolgerung gezogen, trotz starker Kirchenaustritte ist die Kirche immer noch gefragt, gerade auch in ihrer volkkirchlichen Gestalt⁸.

Kugler spricht von der Verunsicherung des Pfarrers, der doch die Schlüsselfigur in der Kirchenreform ist. Er analysiert die Krise und spricht von der Kirche als Teil einer bewußtlosen Gesellschaft und sieht in der Sen-

⁸ Vgl. das Buch von G. Kugler, *Zwischen Resignation und Utopie – die Chance der Ortsgemeinde*, Gütersloh 1971.

sibilisierung der Ortsgemeinde einen Anfang der Heilung. Er möchte die Gemeinde motivieren, durch eine Selbstanalyse des Gemeindelebens einen Impuls zur Aktivierung der Gemeinde auszulösen und hofft, so viele ehrenamtliche Mitarbeiter zu gewinnen, welche Schritte der Veränderung bedenken, planen und nach Konzeption auch machen. Dabei sieht er eine neue Rolle des Pfarrers. Das alte Hirtenbild ist passé. Er ist Diener, der Mitarbeiter gewinnt, der von der Basis und ihren Lebenserfordernissen her denkt, sein eigenes Charisma entwickelt, d. h. Theologe zu sein, der ganz pragmatisch und brüderlich hilft, daß man gemeinsam aus dem Evangelium zu leben lernt. Das erfordert von ihm Mobilität, Offenheit für die Pluralität der Interessen. Der Pfarrer sollte Funktionen entdecken, die der Gemeinschaftsbildung dienen.

Kein Wunder, daß Manfred Josuttis zu der Aussage kommt: „Natürlich teilt der Pfarrer solche Zeitprobleme mit anderen Berufen. Obwohl in finanzieller Absicherung als Beamter lebend, ist mindestens seiner eigenen Einschätzung nach seine Tätigkeit in mehrfacher Hinsicht mit der des Managers in der freien Wirtschaft vergleichbar:

- Der ‚Betrieb‘, die Kirchengemeinde, lebt vom Engagement des Leiters;
- dessen Erfolg wiederum hängt von seinem persönlichen Einsatz ab;
- und zu diesem Einsatz zählt eine Unzahl regelmäßiger, routinierter und meist an der Oberfläche bleibender Kontakte.

Auf dem Markt der Möglichkeiten sieht sich der Pfarrer in Konkurrenz zu anderen Angeboten der Freizeit- und Bewußtseins-Industrie. Durch intensiven Einsatz soll ‚Religion‘ wettbewerbsfähig bleiben. Seine Präsenz bei öffentlichen und privaten Gelegenheiten ist für ihn auch immer ein Akt von Reklame. In dieser Situation kann es hilfreich sein, sich die Einsichten und Techniken der Managerschulung zunutze zu machen.“⁹ Hier gipfelt der Streß in Vorschlägen, die uns wider die Natur als „Prediger des Evangeliums“ erscheinen – und doch hilfreich sein könnten.

⁹ M. Josuttis, *Der Pfarrer ist anders*, München 1982, 130.

Es ist der Wandel der Gesellschaft im Blick auf deren Einschätzung der Kirche zu bewältigen, denn die Säkularisierung ist fortgeschritten. Eigenartigerweise hat die EKD-Umfrage 1975 „Wie stabil ist die Kirche?“ ergeben, daß „die Präsenz von Kirche am Ort sich immer mehr auf das Pfarramt und sein Handeln reduziert. Nur in ihm ist die Kirche vor Ort real erfahrbar. Die Organisation, die hinter dem Pfarramt steht, die Gesamtkirche bleibt abstrakt . . .“ Das enthält faktisch eine permanente Anforderung an den Pfarrer, die sehr leicht auch zu einer Überforderung werden kann.

Es gibt auch einen geistlichen Streß.

„Der Pfarrer soll mit seinem ganzen Leben und mit seiner ganzen Person die lebensgestaltende Kraft der biblischen Tradition repräsentieren. Das bedeutet aber: Er soll bei aller Modernität, die man bei ihm konstatiert oder kritisiert, auch fromm sein.“¹⁰

Gerade die Gemeinde erwartet anschaulich in einer säkularisierten Gegenwart mit Recht den gelebten Glauben in Leben und Lehre ihres Pfarrers. Das ist eine nicht zu unterschätzende Belastung. Denn früher hat das Amt die Person getragen. Heute deckt das Amt keineswegs persönliche Schwächen des Amtsträgers zu.

Daß das Heilige nun nur noch in personaler Präsenz begegnet, im Wort der Predigt, im Zuspruch der Sündenvergebung, beim Abendmahl und, ohne daß die theologische Theorie diesen Tatbestand deckt, in der Person des Pfarrers, scheint für protestantisches Denken auch deswegen selbstverständlich zu sein, weil diese Art der Vergegenwärtigung den theologischen Vorstellungen vom Charakter des Heiligen vollkommen entspricht. Der Fundamentalartikel des Glaubens behauptet ja: Gott ist Mensch geworden, und das Erlösungsgeschehen ist am Ort äußerster Profanität, am Kreuz, vor sich gegangen.

So kommt Josuttis zu der Aussage¹¹: „In der säkularisierten Welt existiert der Pfarrer als personales Relikt von Religion.“ Somit schließt sich die Beweisführung „Der Pfarrer ist anders“. „Nachdem es keine heiligen Orte, Zeiten und Gegenstände mehr gibt,

steht er als religiöses Symbol einigermaßen verloren in der säkularisierten Gesellschaft.“ Das Schmerzliche ist, was die Zerstörung der Religion genannt wurde, erlebt der Pfarrer jeden Tag in seinem Leben, innen und außen. Das ist reale Not, mehr als Streß.

Gert Schneider

Überforderungen und Ansprüche in der Pastoral

Bericht von einer Studienwoche

Der folgende Bericht zeigt, wie vielfältig die Gründe und Ursachen der Überforderung von „Pastoralarbeitern und -arbeiterinnen“ sind. Auf der Studienwoche konnten auch Dimensionen diskutiert werden, die erst auf einer zweiten Ebene offenbar wurden; von hier aus war es dann auch möglich, Hinweise zur Problemlösung zu erarbeiten. red

Kontext: Die Gruppe und ihr Thema

Die „Solidaritätsgruppe im Bistum Paderborn (SOG Paderborn)“ stellte ihre jährlich stattfindende Studienwoche im Jahre 1989 unter das Thema „Überforderungen und Ansprüche in der Pastoral“. Bei derartigen Fortbildungs- und Reflexionswochen stehen Gruppe und Thema in einem wechselseitigen Verhältnis, so daß sich die Probleme und Fragen der TeilnehmerInnen in der Wahl des Themas und der Arbeitsweise niederschlagen. Die SOG Paderborn gehört zu jenen kirchlichen Reformbewegungen, die sich im Gefolge des II. Vatikanischen Konzils in der Bundesrepublik Deutschland und anderen europäischen Ländern gebildet hatten mit dem Ziel, die Impulse dieses Konzils in der kirchlichen Öffentlichkeit und in den Gemeinden wirkungsvoll zur Geltung zu bringen. Während viele dieser Gruppierungen im Laufe der Jahre erhebliche Wandlungen vollzogen haben, blieb die Mitgliederschaft der Paderborner SOG weithin der Berufsrolle des Gemeindepfarrers zugeordnet, wenn-

¹⁰ Ebd., 191.

¹¹ Ebd., 196.